



Jochen Schimmang
Abschied von den
Diskursteilnehmern
Neue Geländegänge
Edition Nautilus

Jochen Schimmang



Jochen Schimmang, geboren 1948, studierte Politische Wissenschaften und Philosophie an der FU Berlin und lehrte an Universitäten und in der Erwachsenenbildung. Er lebt als Schriftsteller und Übersetzer in Oldenburg. 2010 erhielt er für den Roman *Das Beste, was wir hatten* den Rheingau Literatur Preis und 2012 den Phantastik-Preis der Stadt Wetzlar für *Neue Mitte*. 2019 wurde Jochen Schimmang mit dem Walter Kempowski Preis für biografische Literatur des Landes Niedersachsen ausgezeichnet, 2021 erhielt er den Italo-Svevo-Preis für sein Lebenswerk.

Jochen Schimmang
**Abschied von den
Diskursteilnehmern**
Neue Geländegänge

Edition Nautilus

Edition Nautilus GmbH
Schützenstraße 49a
D-22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Nautilus 2023
Erstausgabe März 2024
Umschlaggestaltung:
Maja Bechert
www.majabechert.de
Porträt des Autors Seite 2:
© Karin Eickenberg



Druck und Bindung:
CPI – Clausen & Bosse, Leck
1. Auflage
ISBN 978-3-96054-338-1

Ach, weißt du, das ist so seine Art, die Dinge auf den Kopf zu stellen, und dann sieht er sich die Bescherung an, perplex wie ein junger Hund, der seine Kacke ansieht.

Julio Cortázar, *Rayuela*

Er versucht, einen Diskurs zu halten, der nicht im Namen von Gesetz und/oder Gewalt zur Aussage kommt: dessen Instanz weder politisch, noch religiös, noch wissenschaftlich ist; der gewissermaßen das Übrigbleibende und der Zusatz aller dieser Aussagen wäre.

Roland Barthes, *Über mich selbst*

Anfangsfinder Wäre er ein Ding, wäre er vielleicht der Anfangsfinder einer Cellophanverpackung, oder der Stopper für eine Vorhangschiene. Eventuell auch ein Türschlossenteiser oder ein Lesezeichen. Etwas in bescheidenem Rahmen Nützliches jedenfalls. In gewisser Weise unverzichtbar, solange unsere Gattung existiert. Der Rest der Welt, der unsere Gattung überleben wird, braucht weder Anfangsfinder noch Stopper, weder Türschlossenteiser noch Lesezeichen.

Wäre er ein Tier, gehörte er einer Spezies an, die einen langen Winterschlaf hält.

Aktive Alte Er kann seine Abneigungen (akzeptabler klänge: *Idiosynkrasien*) nicht begründen. Eine davon gilt den aktiven Alten, die allen möglichen Vereinen und Gesellschaften angehören, dreimal im Jahr an einer geführten Bildungsreise teilnehmen, regelmäßig Soireen oder Matineen geben oder jedes Jahr

im Sommer eine Fahrradtour von insgesamt mindestens 1000 Kilometern machen. Die noch voll und ganz *aktiv am Leben teilhaben*.

An welchem?

Die jungen, schlecht bezahlten Führer jener Studienreisen fürchten dabei niemanden so sehr wie die pensionierten Oberstudienräte, die es – tatsächlich! – besser wissen. Alte sind Besserwisser und sollten sich zurückhalten. Das gilt auch für ihn selbst.

Macht und Fett Eine zweite Idiosynkrasie (das Wort gefällt ihm jetzt immer besser: es hat Chic) gilt fetten Menschen. Er weiß, dass er mit dieser pauschalen Abneigung *ungerecht* ist, weil Adipositas nicht selten krankheitsbedingt ist. Aber für ihn besteht ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen Macht und Fett, für den er hinreichend Beispiele aufzählen kann, von Franz Josef Strauß über Helmut Kohl (der in Stresssituationen pure Butter in sich hineinstopfte) bis zu Donald Trump und Viktor Orbán. Letzterer ist ein idealer Beleg für seine These, wenn man Fotos des Orbán von 1989 oder 2001 mit denen von heute vergleicht.

Dabei lässt er sich durch dünnere Kleptokraten nicht täuschen, auch nicht durch die iranischen Mullahs, deren Kleidung ihre Körperformen verhüllt. Zudem weiß er, dass die Fettsucht auch und gerade eine Krankheit der Ohnmächtigen ist. Vor ihnen, die am Ende keine

andere Wahl haben als zuzuschlagen, hat er am meisten Angst.

Ein Gespräch über Bäume Wochenmarkt, zwei Minuten Fußweg von seiner Wohnung, dienstags donnerstags samstags. Der Obstbauer aus dem Alten Land, der dort seinen Stand hat, sagt auf seine Nachfrage, er werde über Weihnachten und Neujahr zweitausend neue Bäume pflanzen – »wenn der Boden es zulässt«. Als er im Januar wieder da ist, berichtet er: »Habe nur tausend geschafft. Die Erde war oft zu hart. Aber der Rest kommt noch.« Stillschweigende Hochachtung.

Zuhause, Nahbereich Der große Platz, auf welchem der Markt dreimal wöchentlich stattfindet, war in den letzten beiden Jahrhunderten unter anderem preußischer Exerzierplatz, Ort einer so genannten Hindenburgfeier mit dem Namensgeber persönlich, dann »Platz der SA«, Paradeplatz für die Bundeswehr. Er war seit dem neunzehnten Jahrhundert gerahmt von Infanteriekasernen und einer Militärakademie, erbaut im klassizistischen Stil, die später Landtagsgebäude, Säuglingsheim und schließlich Standesamt wurde. Noch sehr viel früher war der Platz eine Weide vor den Toren der Stadt und danach Marktplatz für den Pferdehandel, was ihm bis heute seinen Namen gibt: Pferdemarkt; ein Name, der einzig in tausendjähriger Zeit für zwölf Jahre geändert wurde. Er war, besonders in den

zwanziger und dreißiger Jahren, Schauplatz politischer Kundgebungen. Seit 1877 war er Schauplatz des Kramermarkts, des herbstlichen Volksfests, bis er ab 1963 die wachsende Zahl der Schausteller nicht mehr fassen konnte. Willy Brandt hielt hier 1961 eine Wahlkampfrede. Dem folgte bei der Fußball-WM 2006, dem so genannten Sommermärchen, seine Funktion als Ort des *Public Viewing*. Außerhalb der Marktstage dient er mit seinem erheblichen Fassungsvermögen als Parkplatz.

Wenn er aus der Innenstadt auf dem Nachhauseweg auf ihn zugeht, stellt sich seit einigen Jahren ein eigenartiges Gefühl ein, das er in dieser Intensität außerhalb seiner Kindheit nie zuvor gekannt hat. Wohl war ihm manches in den Städten, in denen er früher lebte, vertrautes Gelände, den Begriff des Zuhauses hätte er aber, vorsichtig, ausschließlich auf einige seiner Wohnungen angewandt.

Das heutige Zuhause-Gefühl verstärkt sich, sobald er den annähernd quadratischen Platz von südöstlicher in nordwestliche Richtung überquert und dann in den schmalen Durchgang eintaucht, den Johannisgang, der am Kino vorbeiführt. Hier findet ein beeindruckender Atmosphärenwechsel statt. Der Verkehrslärm aus dem großen Verteilerkreisel jenseits des Pferdemarkts verstummt plötzlich, und an seine Stelle tritt ein stark gedämpfter Geräuschpegel, der das Gefühl von Geborgenheit vermittelt. Hier beginnt das kleine Quartier,

aus wenigen Straßen bestehend (die gewissermaßen ein Viertel in einem größeren Viertel sind), die er explizit mit dem merkwürdigen Topos *Zuhause* bezeichnen würde. Hier fühlt er sich *geschützt*, während er sich im Rest der Welt oft *ausgesetzt* fühlt.

Dabei ist er immer des Satzes eingedenk: *Im Universum ist niemand zu Hause*. (Der Bienenzüchter Lars Lenart Westin, aufgezeichnet von Lars Gustafsson 1978)

Das Imaginäre, mobil: nautisch Er liebt die Phantasie, als Mitglied der Crew – Gastronomie, Technik, Einweisung der Fahrzeuge auf die Parkdecks – auf einer Fähre zu arbeiten, idealerweise Norddeich–Norderney–Norddeich, ein Traum vom gleichmäßigen Pendeln zwischen Festland und Insel, das er sich besänftigend vorstellt; ein Nomade zwischen Wasser und Land. Wo würde er sein Lager aufschlagen, jenseits der Arbeit? Auf dem Festland, das ihn mit dem ganzen restlichen Land verbindet, auch wenn das vollständig in seinem Rücken liegt? Oder auf der Insel selbst, die ihn vorm Rest des Landes zuverlässig schützen würde? Er weiß, dass die Frage sich leider von selbst beantwortet, denn auf der Insel gibt es für Menschen seiner Einkommensklasse keinen Wohnraum mehr.

Das Imaginäre, mobil: terrestrisch Das terrestrische Pendant dieser Phantasie ist das des Kurierfahrers,

der täglich eine bestimmte Strecke fährt und auf der Rückfahrt immer an demselben, mit *Les Routiers* gekennzeichneten Gasthaus an der Straße haltmacht. Das geht auf eine längst vergangene, süddeutsche Periode seiner Erwerbsbiografie zurück, als er zusammen mit einem Freund und Kollegen dreimal wöchentlich etwa 200 Kilometer (hin und zurück) zwischen Wohnort und Arbeitsort pendeln musste. Trägt ihn seine Erinnerung? *Les Routiers* in Deutschland? (Allerdings im Südwesten.) Der Stopp im LKW-Fahrer-Restaurant war jeweils das Leuchtfeuer des gesamten Tages. Der Freund (seit Schulzeiten) ist nun schon Jahre tot.

Im Gegensatz zu damals, wo ihrer beider Arbeit pädagogischer Art und mit viel Kommunikation verbunden war, wäre diese beim Arbeitstag des Kurierfahrers sehr reduziert. Es geht ums Ein- und Ausladen, ums Unterschreiben, ein paar Worte Smalltalk, weitgehend standardisiert. Das kommt seiner semi-autistischen Grundverfassung entgegen.

Das Imaginäre, stationär Das stationäre Phantasma versetzt ihn in die elegante Geschäftslage einer kleinen Großstadt. (Großstadt = jede Stadt ab 100 000 Einwohnern, nach der Definition der Internationalen Statistikkonferenz von 1887.) Dort betreibt er, flankiert von einem Juwelier links und einem »exklusiven« Herrenmodegeschäft rechts, einen Schreibwarenladen. Man kann bei ihm keine einfachen Schreibblöcke,

Ringhefte oder Kugelschreiber kaufen, wohl aber Briefblöcke mit Büttenpapier, selbst einzelne Bögen mit den dazu passenden Umschlägen. Man kann schön gebundene Bücher (nicht Hefte) in verschiedenen Formaten kaufen, mit Lesebändchen, liniert, kariert und blanko, aber keine Rechnungsbücher oder Kalender: der Laden ist kein Bürofachgeschäft. Dagegen hält er das Füllfedersortiment zweier führender Unternehmen aus Hannover und Hamburg vor, die Bleistiftsortimente aus Nürnberg und Stein (Mittelfranken), hochwertige Kugelschreiber und passende Lederetuis, etwa von Treuleben.

Im Laden herrscht angenehmes Halbschattenlicht, einerseits nicht die düstere Schwere früherer Kontore, andererseits nicht die gläserne Helle und platte Transparenz neuerer Einkaufspassagen. Es geschieht selten, dass die zweistufige Ladenklingel (ein absteigender, sonorer Glockenton) ertönt und jemand seinen Laden betritt, meist eine Einzelperson. Bis dahin sitzt er vielleicht in dem kleinen Verschlag, der ihm als Büro dient, und liest; manchmal nimmt er einen kirschfarbenen oder grünen Bogen aus seinem Angebot edler Papiere und einen weichen Bleistift und beginnt zu kritzeln, eine Mischung aus Schrift und Bild; im banalsten Fall macht er seine vierteljährliche Umsatzsteuervoranmeldung. Die Einzelperson, die sein Geschäft dann betritt, weiß in der Regel ungefähr, was sie will; sein Laden ist keiner, in dem Leute sich »einfach mal anschauen« wollen. Ein Herr erwirbt fünf

einzelne, verschiedenfarbige Briefbögen und die dazu passenden Umschläge. Eine Stunde danach kommt eine junge Frau, eine Studentin vielleicht, und wendet sich gezielt den Büchern der Leuchtturm-Reihe zu, bis sie ein 250-Seiten-Blanko-Exemplar in der Farbe *Puder* gefunden hat. So lange hat sie danach gesucht, erzählt sie ihm beim Bezahlen, und nur hier konnte sie es finden.

Die kleine Großstadt, in die ihn sein Phantasma versetzt, ist anfangs unbestimmt, stellt sich aber nach kurzer Zeit immer deutlicher als Grenoble heraus. Dem liegt offenkundig eine Erinnerung an einen Nachmittag vor dreißig Jahren zugrunde, als er gegen Ende einer mehrwöchigen Frankreichreise dort angekommen war, die Lavendelgerüche eines völlig überlaufenen Touristen-Bazars namens Saint-Rémy-de-Provence hinter sich lassend. Diese Stadt nun war die eleganteste, zivilisierteste, die er auf dieser Reise gesehen hat; selbst die Augustsonne schien hier nachsichtiger zu brennen als in Sète, von wo er mittags vor den Gerüchen von Fisch und Sonnenöl geflohen war. Er ging über die Boulevards des Zentrums und nahm auf der Terrasse eines »einladenden« Cafés Platz: dieses von ihm verabscheute Klischeewort schien ihm an diesem Ort völlig angemessen. Dann ging er weiter und stand unvermittelt vor dem Geburtshaus von Stendhal, das nun zum *Musée Départemental de la Résistance et de la Déportation* geworden war. Er trat ein und verließ es eine halbe Stunde später unter Tränen,

fort aus der Barbarei und zurück in die Straßen der Zivilisation, die ihn so glücklich gemacht hatten.

»Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein.« Er hat damals bestimmt nicht an Walter Benjamins berühmten Satz gedacht, aber dieser gab seine Lage wieder. Er hat dann zielsicher, ohne sie zu suchen (genau wie bei Stendhals Geburtshaus), die Universitätsbuchhandlung gefunden und dort in der strengen weißen Reihe der *Editions de Minuit* Robbe-Grilletts nicht nur ersten, sondern mit Abstand auch besten Roman *Les Gommages* gekauft, eine Geschichte, die er zum ersten Mal in seinem letzten Schuljahr gelesen hat (natürlich in deutscher Übersetzung): Ödipus an der Küste, vielleicht in Brest, Cherbourg oder Dieppe.

Essai Seit einiger Zeit ist seine Aufmerksamkeit für die verschiedenen Essaiwettbewerbe gestiegen (er nimmt sich wegen Montaigne die Freiheit, den *essai* französisch zu buchstabieren). Vor allem im universitären Bereich gibt es viele solcher Wettbewerbe; ob den Gewinnern damit beim jeweiligen Fortgang ihrer akademischen Karriere geholfen ist, vermag er nicht zu entscheiden. Es geht beinahe immer darum, eine *Frage* zu beantworten (»Was haben sich die Geistes- und die Naturwissenschaften heute noch zu sagen?«) oder ein *Thema* zu bearbeiten (»Was uns verbindet, was uns trennt. Dreißig Jahre deutsche Einheit«), wobei die Fragen und Themen

in der Regel von erheblicher Wucht (und Allgemeinheit) sind. Darin gleichen sie den Themen von Schulaufsätzen (er selbst hat seinen Abituraufsatz über »Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf« geschrieben), und der durchdachte, gut gegliederte Aufsatz ist es auch, der verlangt wird: Einleitung, Hauptteil, Schluss.

Also nichts mehr von der ursprünglichen Semantik des *essayer*, des Versuchens. Da hat jemand im besten Fall lange nachgedacht und teilt uns im Anschluss in übersichtlicher Form seine Ergebnisse mit. Nichts von dem Kuddelmuddel, von dem Hölzchen auf Stöckchen, das so oft bei Montaigne zu finden ist, nichts vom fragmentarischen Aufblitzen (und Verlöschen) eines Bildes bei Pascal (das Schilfrohr!). Keine fröhliche Wissenschaft, kein Mann ohne Eigenschaften, keine Benjaminsche Einbahnstraße und keine Gustafssonsche Abschweifung: *Wir fangen noch einmal an. Wir geben nicht auf.*

In seiner lebendigsten Form ist ein Essay pragmatisch, ein spezifischer Intellekt zu einem bestimmten Zeitpunkt, der herauszufinden versucht, was er denkt. Schreibt John Palatella, Redakteur der US-amerikanischen Zeitschrift *The Point* und *Essayist* in verschiedenen amerikanischen und britischen Blättern. Es versteht sich von selbst, dass die Ergebnisse eines solchen Versuchs nie endgültig sein können. Da Erkenntnis immer nur eine Annäherung ist, schreibt Palatella, sind gute Essayisten mit ihren Einsichten nie lange zufrieden. Daher: *Wir fangen noch einmal an. Wir geben nicht auf.*

Vorschläge für künftige Essaiwettbewerbe:

1. Hatte Hegel vielleicht doch recht, und wenn ja, womit eigentlich?
2. Ein Kosmopolit, der nur noch ungern und gezwungenermaßen reist, bleibt der ein Kosmopolit?
3. Können Theorien »richtig« sein?
4. Ein Elefant, dem Sie gerade gesagt haben, er habe ein Gedächtnis wie ein Elefant, wie wird der reagieren?
5. Wenn der Mensch dem Menschen ein Wolf ist, was ist dann der Wolf dem Wolfe?
6. Ist ein Reaktionär, der sich selbst so bezeichnet, wirklich einer oder nicht nur ein Möchtegernreaktionär?

Medial Das Webportal, das er nutzt, bietet von Anfang an täglich den *Ukraine-Krieg im Liveticker*. Er nutzt das Angebot ebenso täglich und ergänzt für sich im Stillen: »und jetzt schon in der Mediathek«.

Ein Literaturkritiker ritt einmal öffentlich-rechtlich in einer Reiterkluft auf einem echten Pferd neben einer Schriftstellerin auf einem ebenso echten Pferd einher, und beide besprachen derweil dies und das. Mehr ist dazu eigentlich nicht zu sagen.

Bei den Nachrichten über die verheerenden Waldbrände in Südwestfrankreich denkt er: gut, dass Roland Barthes das nicht mehr erleben muss. Der Gedanke

ist absurd, denn R. B. wäre inzwischen 107 Jahre alt. Aber er denkt an das Haus in Urt und an *Bayonne, Bayonne, ville parfaite*. Dies soll geschützt bleiben.

R. B. / M. F. Seit etwa einem Jahr hat er nicht etwa Schwierigkeiten, sondern keine Lust, er würde fast sagen *keine Böcke mehr*, Foucault zu lesen. Diese Idiosynkrasie (segensreiches Wort!) muss sich im Laufe der Jahre entwickelt haben, ohne dass er es wahrgenommen hat. Sie ist vermutlich auf Basis der Kontrastfigur Roland Barthes gewachsen, die sich ihrerseits spätestens seit den Achtzigern (als Wiederentdeckung noch aus der Schulzeit) zu einem seiner Hausgötter entwickelt hat.

Eines Tages hat er das Wort für das gefunden, was ihm an M. F. zunehmend unangenehm wurde: das *Strebersyndrom*. M. F. hatte vermutlich keine andere Wahl. Der Vater: Chirurg in Poitiers und Professor für Anatomie an der École de Médecine. Sohn eines Chirurgen, der die Tochter eines Chirurgen geheiratet hat. Die Familie, vor allem von der Seite der Ehefrau, ist reich. Das Haus, das Mme Foucault zwanzig Kilometer von Poitiers entfernt besitzt, nennen die Einheimischen nur »das Schloss«. M. F. und seine Geschwister: Kinder der örtlichen Großbourgeoisie. Für sie alle ist mit ihrer Geburt ein Platz in der Gesellschaft reserviert, den nur sie selbst aufs Spiel setzen können.

Der Familienroman von R.B. ist in einem anderen Milieu angesiedelt und beginnt gleich mit dem Tod des Vaters. Seine Mutter, keineswegs begütert, ist die Witwe – offiziell Kriegerwitwe – des 1916 in einer Seeschlacht getöteten Louis Barthes, ehemals bei der Handelsmarine, im Krieg Kommandeur eines Patrouillenboots. R.B. ist ein knappes Jahr zuvor geboren. Er ordnet seinen Geburtsort Cherbourg mit Recht dem biografischen Zufall zu, der im Zusammenhang mit der Stationierung seines Vaters steht. Seine Mutter zieht nach dem Tod ihres Mannes in den Südwesten, nach Bayonne, wo ihre Eltern leben: *Bayonne, Bayonne, vollkommene Stadt ... Erstes Imaginarium der Kindheit: die Provinz als Schauspiel, Geschichte als Geruch, die Bourgeoisie als Redeweise.*¹ Seine selbstgewählte Herkunft: der Südwesten. Er sieht sich als Baske oder Gascogner. Daran wird sich später in Paris nichts ändern. Auch dort bleibt er lebenslang einer Provinz innerhalb der Stadt treu: dem sechsten Arrondissement.

Paris ist dagegen das ausdrückliche Ziel von M.F. Nachdem sein Bruder sich für das Medizinstudium entschieden hat – und später Chirurg wird, versteht sich –, ist für Michel (damals noch Paul-Michel, aber er wird den *Namen des Vaters* ablegen) nach dem Abitur der Weg frei in die Vorbereitungsklasse zur ENS in der Rue d'Ulm. Schwierige Bedingungen: Man friert in den Klassenräumen, Poitiers wird öfter bombardiert,

1 Roland Barthes, *Über mich selbst*, München (Matthes & Seitz) 1978.

vor allem von den Engländern. M.F. hält durch und legt im Mai und Juni 1945 die Prüfung für die ENS ab. Zwei Schüler aus der Klasse bestehen; er selbst gehört nicht dazu. Er ist noch nicht ganz neunzehn Jahre alt.

Auch Barthes möchte mit neunzehn *normalien* werden, gut zehn Jahre früher, gemeinsam mit seinem Freund Philippe Rebeyrol: ENS, dann Gymnasiallehrer oder besser noch eine Professur an einer Universität. Seine Mutter hat nach dem Tod ihres Mannes das Buchbinderhandwerk erlernt, zieht nach Paris und hält sich und ihre beiden Söhne (R.B. hat einen Halbbruder) dort mühsam über Wasser. Es reicht bei R.B. immerhin für das traditionsreiche Lycée Louis-le-Grand, der Weg an die ENS scheint offen, bis er im Mai 1934, ebenfalls noch nicht neunzehn Jahre alt (R.B. und M.F. sind beide Herbstgeborene), einen Blutsturz mit Läsion der linken Lunge erleidet. Abschlussprüfung und Abitur vorerst adieu. Erholung in Bayonne, bei den Großeltern, keine Verbesserung des Zustands. In den folgenden Jahren tritt er in den Orden der Tuberkulösen und der Sanatoriumsbewohner ein. Der Marsch durch die Institutionen der französischen Bildungsmaschinerie bleibt ihm – zu seinem nachträglichen Glück – verwehrt. *Gezwungen, einen anderen Weg zu gehen, wurde er, nach Überwindung vieler Hindernisse, zu Roland Barthes.*²

2 Louis-Jean Calvet: Roland Barthes. Eine Biographie, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1993.

M.F. geht im Herbst 1945 nach Paris, um dort einen neuen Anlauf auf die Prüfung für die ENS zu unternehmen. Er bezieht ein Zimmer am Boulevard Raspail, das seine Mutter bezahlt, denn sie will ihm *den Schock eines Gemeinschaftslebens ersparen, das er, wie er erklärt, über alles verabscheut*.³ Manchmal geht er ins Kino, ansonsten *arbeitet er wie ein Verrückter*, woran sich seit seines Lebens nichts mehr ändern wird. Die Aufnahmeprüfung im Juli 1946 besteht er ohne Schwierigkeiten. Der Weg ist frei.

Zur selben Zeit ist R. B., nach Rückfällen an der rechten Lunge, seit drei Jahren in verschiedenen Schweizer Sanatorien: Ruhe- und Liegekuren. 1948 startet seine Umwegskarriere als Bibliothekarsgehilfe, dann als Lehrer am Französischen Institut von Bukarest und als Lektor an der Bukarester Universität, danach als Lektor an der Universität von Alexandria: vom Rand Europas nach Ägypten. Zwei Jahre später darf er, durch Protektion unter anderem seines Jugendfreundes Philippe Rebeyrol, nach Paris zurückkehren und in der Kulturabteilung des Außenministeriums arbeiten. Und wohnt wieder bei seiner Mutter, in der Rue Servandoni, nahe Saint-Sulpice. Er wird den größten Teil seines Lebens mit *Maman* zusammenwohnen, die von seiner Homosexualität bis zu ihrem Tod nichts erfahren darf.

3 Didier Eribon: Michel Foucault. Eine Biographie, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1991, stw 3086.

Während R. B. den oben genannten Umwegen folgt, zerfetzt sich M. F. die Brust mit einem Rasiermesser, verfolgt einen Schüler mit einem Dolch, unternimmt 1948 einen Selbstmordversuch, der nicht der einzige bleiben wird, und landet in der Psychiatrie. *Der erste Kontakt mit der Psychiatrie als Institution*⁴, eines seiner großen zukünftigen Themen. Um diese Zeit, Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, darf auch ein M. F. sich noch nicht outen und von seinen nächtlichen Streifzügen durch Schwulenbars und Strichergegenden erzählen. Später wird er es tun, offensiv,

während R. B. seine (natürlich intern bekannte) Homosexualität ängstlich vor seiner Mutter bis zu deren Tod geheim zu halten bemüht ist. Er macht aus ihr kein Programm, er wird kein Kämpfer und kein Propagandist. Seine schönste Vorlesung am Collège de France, Februar bis Juni 1978, immer samstags, heißt: *Das Neutrum*. Einige der Stichworte, die dort abgehandelt werden: *Die Erschöpfung. Das Zartgefühl. Der Schlaf*.

M. F. kämpft für die Minoritäten, vor allem die Gefangenen und die Insassen der Psychiatrie, sogar Seite an Seite mit dem Antipoden Sartre. Er beweist auf Demonstrationen großen physischen Mut, was nicht verwunderlich ist für jemanden, der in seiner Adoleszenzphase vor der Selbstverstümmelung nicht zurückgeschreckt ist.

4 Eribon, op. cit.

1968 hat R. B. den Satz *Die Strukturen gehen nicht demonstrieren* nicht erfunden, obwohl er ihm zuweilen zugeschrieben wird. Es waren seine Studenten, die ihn, gleichsam stellvertretend, formuliert haben. An dem betreffenden Tag, an dem dieser Satz geboren wurde, war R. B. gar nicht an der Universität, er hatte, wie er es selbst formulierte, einen Tag *Urlaub von der Revolution*.⁵ Er hätte ihm aber zugestimmt, unabhängig davon, ob er je »Strukturalist« war. Er war ein Autor, den von Beginn an der Wunsch trieb, Schriftsteller zu werden. Genauer: Er war, vom Anfang seines Schreibens an, Schriftsteller, lange Zeit vielleicht, ohne es zu wissen. Das gesprochene Wort, die Rede vor der Menge, war nicht seine Sache (die war die Schrift), und von großen Menschenmassen fühlte er sich bedrängt.

M. F. bestritt, ein Philosoph zu sein, und sah sich als Historiker, der die Ordnung des/der Diskurses/Diskurse analysierte. Das war seine Masche. So konnte er sich besser als Wissenschaftler darstellen, als wenn er das Kleid des Philosophen angelegt hätte. Er war der Mann mit dem weißen Rollkragenpullover und dem Lehrstuhl am Collège de France für die *Geschichte der Denksysteme*.

R. B. bekam 1976 am selben Collège den neu geschaffenen Lehrstuhl für *Literarische Semiologie* auf Vorschlag und nach freundschaftlichem Lobbyismus seitens Foucaults. In seiner Antrittsvorlesung Anfang 1977 – im

5 Calvet, op. cit.

Publikum saß selbstverständlich seine Mutter in der ersten Reihe, nachdem er sie zu Beginn der Veranstaltung am Arm zu ihrem Platz geführt hatte: Einzug des Hochzeitspaars – sagte er unter anderem, die Sprache sei *weder reaktionär noch progressiv*, sie sei *ganz einfach faschistisch*. Das Publikum wird mehrheitlich befremdet gewesen sein: der Satz zeigte wieder einmal, dass R. B. kein *echter Wissenschaftler* war. Dabei lieferte er das Argument seiner Wortwahl noch im selben Satz nach: *denn Faschismus heißt nicht am Sagen hindern, er heißt zum Sagen zwingen*.⁶ Das ist kaum zu bestreiten.

M. F. war konsequent und starb an AIDS.

Auch R. B. war konsequent, denn er starb nicht an dem Zusammenstoß, den er auf dem Weg ins Collège de France beim Überqueren der Rue des Écoles mit einem Lieferwagen hatte, sondern, einen Monat später, nach dem Befund der Pathologen, am *Auftreten pulmonärer Komplikationen bei einem durch chronische respiratorische Insuffizienz erheblich vorgeschädigten Patienten*.⁷ Anders gesagt: die Künstlerkrankheit Tuberkulose holte sich den Entflohenen zurück.

Früher Morgen Hannah Arendt fordert ihn auf, über einen nicht sehr hohen blauen Kasten zu springen. Er

6 Roland Barthes, *Leçon/Lektion*, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1980, edition suhrkamp 1050.

7 Calvet, op. cit.

folgt ihrer Aufforderung lustlos, aber erfolgreich. Nach dem Erwachen versteht er sofort. Sie verordnet ihm *vita activa*, und er hat noch nicht den Mut dazu, zu antworten: »Ich möchte lieber nicht.« Offen bleibt die Frage, warum der Kasten blau ist.

Heimkehrernovelle Nach reichlich dreißig Jahren verfällt Bernie Schmigardt, so nennen wir einen freien Kulturschaffenden, der viel herumgekommen ist, auf die Idee, in die Kleinstadt zurückzukehren, in der er aufgewachsen ist, um sich dort anzusiedeln. Er ist jetzt Anfang fünfzig und verbindet seine Idee mit dem Gedanken, *einen Kreis zu schließen*, ein für ihn eher wunderlicher Gedanke, weil er sein bisheriges Leben lang nicht an die Kontinuität und die Notwendigkeit geglaubt hat, sondern an den Bruch und den Zufall. Aber er will es versuchen mit der Kontinuität. Der Ort, den er verlässt, um in seine Jugendstadt zurückzukehren, ist Paris, wo er ein Jahr als Gastdozent an der *École Pratique des Hautes Études* zugebracht hat; größer kann der Kontrast kaum sein. Aber seltsame Ortsveränderungen sind in seinem Leben nichts Neues, sie seien hier im Zeitraffer zusammengefasst: von der Schule aus geht er zum Studium fünf Jahre nach Westberlin, von dort nach abgeschlossenem Studium in einen Ort namens Großhansdorf am Rande des Hamburger U-Bahn-Netzes, weil er dort ein Haus beinahe zum Nulltarif bewohnen kann, nach fünf Monaten weiter nach Wiesbaden, von dort zwei Jahre zu einem weiteren

Studium nach Bochum, das er nach zwei Jahren zugunsten eines Stellenangebots auf der Schwäbischen Alb aufgibt, wo er aber nicht wohnt, sondern wohin er zunächst von einem Vorort von Tübingen und später von einem Ort namens Heimsheim an der A8 Stuttgart–München pendelt (die Entfernung ist beträchtlich), bis er einem besseren Stellenangebot in einem Ort namens Waldbröl im Oberbergischen Land folgt, den er anfangs für wenige Wochen provisorisch bewohnt, dann aber für einen Umzug nach Köln (die Entfernung ist nicht ganz so beträchtlich) verlässt, wo er sich überraschenderweise für zwanzig Jahre festsetzt mit maßvollen Wohnungswechseln im Fünfjahrestakt. Inzwischen hat sich Bernie Schmigardt längst als freier Autor etabliert, der zudem die reichlichen Kontaktmöglichkeiten zu den örtlichen Rundfunksendern nutzt. Hier hätte er für immer heimisch werden können, denn heimisch wird man nur, wo man die ganze Bandbreite des höchsten Glücks und des tiefsten Unglücks erfährt. Das ist dort der Fall, und als er sich vom letztgenannten langsam erholt und überraschend das Angebot für Paris kommt, ihn überfällt, als sei es der kategorische Imperativ selbst, kann er es nicht abschlagen und ahnt zugleich, dass er nicht zurückkehren wird in die Stadt, in der er beinahe heimisch geworden wäre. Nach dem Pariser Jahr also die radikale Lösung, *back to the roots*.

In der Jugendstadt kommt er zuerst gut an, im mehrfachen Sinn des Wortes. Da er einen Namen hat,

schreibt die Lokalzeitung über ihn fast wie über die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Unter den früheren Mitschülern sind solche, die nach dem Studium direkt zurückgekehrt sind und nun ererbte väterliche Geschäfte führen, die sie sogar schon bald an die eigenen Kinder weitergeben werden, einer ist Sparkassendirektor und ein anderer Gymnasiallehrer mit Kurs auf den Ruhestand, ein anderer, ebenfalls mit Kurs auf den Ruhestand, ist Richter geworden. Sie begrüßen ihn freundlich in der Stadt, aber seine Vorstellung, er könne nun ihren Kreisen angehören, erweist sich bald als Irrtum. Er schreibt eine Serie für die Lokalzeitung mit Erinnerungen an die Stadt seiner Jugend, die freundlich aufgenommen wird, aber nach fünf Folgen ist sie erschöpft und die Resonanz verblasst nach und nach. Er hält einen Vortrag vor dem örtlichen Lions Club und bekommt ein angemessenes Honorar, aber weder der Gymnasiallehrer noch der Sparkassendirektor noch der Supermarktchef lädt ihn zu sich nach Hause zum Essen ein. Die anderen Jugendfreunde sind nicht zurückgekehrt und verfallen auch nach dreißig Jahren nicht auf den Gedanken, das zu tun. Also bricht Bernie Schmigardt, nachdem er an den Tresen der kleinen Stadt ein paar nette Leute kennengelernt hat, woraus aber weiter nichts gefolgt ist, seine Zelte nach zwei – oder waren es drei? – Jahren ab und macht sich im Anschluss an diese missglückte Rückkehr auf den Weg zur nächsten, nach Westberlin.

Dort begegnet ihm die Unmöglichkeit der Rückkehr nicht in der Gestalt der ehemaligen Freunde, von denen er kaum noch etwas weiß und die er auch nicht sucht. Aber was einmal eine Stadt war, ist jetzt nur noch Teil einer Stadt, zumal ein seinem Eindruck nach stark vernachlässigter Teil, den die neue Hauptstadt einfach verschluckt hat. Zwar trifft er im Stadtteil Charlottenburg auf ein beachtliches Beharrungsvermögen, was alte Stätten der Gastronomie und sicher auch die älteren Bewohner angeht, von denen dem Hörensagen nach auch zwei Jahrzehnte nach dem Mauerfall einige noch immer nicht *drüben* gewesen sind. Insgesamt aber ist die Stadt als ganze und damit auch das schrecklich-schöne alte Westberlin von einem vollkommen neuen Publikum übernommen worden, das jung, voller Pläne und vor allem mobil ist, weil ihm keine Mauer mehr Grenzen setzt. Kreuzberg, das nun in der Mitte liegt, schmerzt besonders. Nach fünf Wochen in einem Rbnb-Apartment in der Prinzenstraße ergreift er die Flucht und zieht weiter,

unter Überspringen der Stationen Großhansdorf, Wiesbaden und selbst Bochum nach Tübingen. Dort findet er vorhersehbar die lässige und manchmal auch schmutzige Universitätsstadt der siebziger Jahre nicht mehr wieder, was Kundige ihm auch vorher hätten sagen können, ja was ihm selbst eine einigermaßen aufmerksame Zeitungslektüre hätte vermitteln können. Nach einem halben Jahr, in dem er ernsthaft versucht, sich in den gentrifizierten Mikrokosmos einzuleben,

kapituliert er und kehrt nun heim, so denkt er wirklich, kehrt unter Überspringen der Station Waldbröl *heim* nach Köln,

wo er hier und da noch auf alte Freunde trifft, die er in ihren Wohnungen besucht und die ihn in seiner Wohnung in der Spichernstraße besuchen oder mit denen er essen & trinken geht. Das Personal in den Rundfunkanstalten allerdings ist weitgehend ausgetauscht, seitdem er die Stadt verlassen hat, aber da die Kontakte zu den einzelnen Redaktionen nie ganz abgerissen sind, braucht er nicht unbedingt den persönlichen Kontakt. Die Stadt, mit ihrem von Generation zu Generation weitergereichten Hedonismus und der gleichzeitig weitergereichten Melancholie, mit ihrem verrufenen Kardinal & Erzbisum, ihrer in der Nachkriegszeit entschlossen verbauten Innenstadt, zweigeteilt von einer Schnellstraße mit dem Rasanz vermittelnden Namen Nord-Süd-Fahrt, ihren nicht nur tagsüber, sondern auch abends belebten Ringen von Ubier bis Hansa, ihren hässlichen Plätzen, die es nur dem Namen nach sind, ihrem schlicht Eff-zeh benannten Fußballverein, dem er seit seiner frühen Jugend und den lässig erhobenen Armen des Spielers Karl-Heinz Schnellinger am 12. Mai 1962 nach souveränem Gewinn der ersten Deutschen Meisterschaft anhängt, die Stadt Köln mit all ihren Pleiten, Pech und Pannen & Archiveinstürzen & ihrer lokalpatriotischen Folklore scheint ihm anfangs Heimstatt zu bieten. Allerdings ist das nur so lange der Fall, wie er mit einem Bein

außerhalb der Stadt steht und seine Reserve wahren kann. In je mehr nicht nur alte, sondern auch neue Beziehungen er verwickelt wird, desto mehr gerät er ins Schwimmen, und wie eine große Welle scheint das Leben in der Stadt über ihm zusammenzuschwappen und ihm am Ende keinen Fluchtpunkt mehr zu bieten. Deshalb ist Bernie Schmigardt eines Tages, hast du nicht gesehen, wie vom nicht nur Kölner Erdboden verschwunden. Erst nach einem Jahr erhalten einige seiner Freunde jeweils einen gleichlautenden Brief aus dem Nirgendwo, in dem es heißt, er habe eine schöne Hochhauswohnung (fünfter Stock) in einer europäischen Stadt gefunden, die keinen klangvollen Namen habe, und in der man ihn freundlich behandle und darüber hinaus in Ruhe lasse. Zudem verstehe er die Sprache kaum, sei mit nichts behaftet, hänge an keinem und keine(r) hänge an ihm, dies sei bisher ein Jahr gewesen ganz ohne Vergleich.

Einen Absendeort kann man dem Briefstempel nicht entnehmen, weil heutige Briefstempel nur noch von einem *Briefzentrum* raunen. Seitdem suchen, jedoch eher halbherzig, einige der Benachrichtigten Bernie Schmigardt, grübeln an trüben Herbstabenden darüber nach, wo er wohl sei und wovon er eigentlich lebe, denn gehört oder gelesen hat man seit seinem Verschwinden nichts mehr von ihm. Wo mag Bernie Schmigardt sein? Bisher ist alle Recherche vergeblich.